

Nr. 221. Bromberg, den 16. Dezember 1925.

Die Siegerin.

Roman von Hans Schulze-Soran.

(28. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Eine begeisterte Ovation empfing Kurt hinter der Szene.

Von allen Seiten drängten die Schauspieler heran, um ihm zu dem unerwarteten Erfolg des schon halb verloren gegebenen Stückes zu gratulieren.

Die rücksichtslose Behandlung der Duellfrage mit ihrer scharfen Charakteristik der rückständigen Ehrengerichtstypen hatte im Publikum einen lebhaften Widerhall gefunden und für den unerschrockenen Vertreter einer freien Weltauffassung allenthalben ein enthusiastisches Interesse geweckt.

Auch Dr. Neubert, der während der Pause zu Kurt hinter den Vorhang kam, schüttelte ihm mit herzlichem Glückwunsch die Hand.

„Sehen Sie, Rasmus,“ sagte er, „wie richtig ich die Bühnenwirksamkeit Ihres Stückes eingeschätzt hatte! Die „Siegerin“ muß sich durchsetzen trotz des Fiaskos der ersten Akte, nach denen die offiziellen Premierentiger bereits einen [illegible] prophezeiten! Jetzt ist die Stimmung natürlich vollständig umgeschlagen, jetzt fühlt sich das große Kind Publikum in der Rolle des Entzückens; jetzt hat man eine neue Berühmtheit, mit der man wochenlang auf allen Tiergartendiners seine Tischdame unterhalten kann! Wie die Mauern standen die Menschen ja im Foyer und debattierten über das große Ereignis, bei dem sie natürlich wieder einmal dabei gewesen waren. Wenn nur die Walden den letzten Akt hält, dann gibt es einen großen unbestrittenen Erfolg, der Ihnen eine Serie von hundert und mehr Vorstellungen garantiert! Was fehlt Ihrer Freundin Ellen denn eigentlich? Ist sie krank?“

Kurt zuckte die Achseln.

„Ich weiß es selbst nicht! Ja, sie ist vielleicht krank, nervös, überreizt — —“

Doktor Neubert drohte lächelnd mit dem Finger.

„Bestellen Sie ihr, bitte von mir: sie möchte sich noch einmal auf eine halbe Stunde zusammennehmen! Sonst ließe die Kritik morgen an ihr kein gutes Haar! Vorher kommen Sie aber mit mir noch auf einige Minuten zum Foyer, Verehrtester! Ich möchte Sie dort ein paar Koryphäen der Presse vorstellen, die dringend nach Ihrer persönlichen Bekanntschaft verlangen!“

Als Kurt wieder in den Bühnenraum zurückkehrte, hatte der Schlußakt bereits seinen Anfang genommen.

Der Inspizient führte ihn in die erste Kulisse und glitt dann mit seinen charakteristischen, lautlos schleichenden Schritten in das ungewisse Halbdunkel des Hintergrundes.

Auf der Szene hatte sich unterdes die gesamte Polterabendgesellschaft versammelt.

In großem Kreise saß die Verwandtschaft Doktor Hartmanns in dem Biedermeiersalon des alten Patrizierhauses, das Brautpaar erwartend.

Der Gymnasialdirektor hatte soeben in gereizter Rede noch einmal seinen ablehnenden Standpunkt in der Heiratsfrage des Schwagers dargelegt und der jungen Ehe mit hämischer Freude ein düsteres Prognostikon gestellt, da öffnete sich plötzlich die Mitteltür des hinteren Prospektes und Hertha — Ellen trat am Arm des Bräutigams in die feierliche Versammlung.

Mit einem einzigen raschen Blick umfaßte sie die Gestalt Kurts, ehe sie sich über die Hand der Schwiegermutter zum Kusse neigte.

Dann richtete sie sich stolz empor; ihre Stimme klang wieder frisch und hell; die Anwesenheit des Geliebten hatte ihr auf einmal ihre ganze sieggewohnte Freiheit und Sicherheit zurückgegeben.

Und wie ein magnetischer Strom flutete die tiefe, glühende Emrfindung, mit der sie ihre Rolle erfaßte, von der Bühne zum Zuschauerraum hinüber.

Ellen wußte nicht, ob sie gefiel, sie kümmerte sich auch nicht darum sie spielte nur für den einen, der dort in der einsamen Ecke am Vorhang stand, und sie fühlte, wie sich mit diesem Gedanken ihr Spiel immer stärker, immer temperamentvoller entwickelte, wie alle Register, alle Farbentöne der Leidenschaft mühelos ihrem Willen gehorchten.

In einem heißen Wirbel flogen die Szenen vorbei; indes die kunstvoll gedämpfte Handlung des Eingangs in der letzten großen Auseinandersetzung des Brautpaares zum schrankenlos hereinbrechenden Sturm forttrieb.

Im Hause war es totenstill geworden.

Hier und da in den Logen hatten sich vereinzelte dunkle Gestalten erhoben und schauten wie gebannt auf die bunte Welt der Bühne hinab, auf der sich das Drama eines Menschenlebens mit unerbittlicher Tragik vollendete.

Das war nicht mehr die Schauspielerin, die die erlernte Rolle heruntersprach, das war ein Mensch, der um sein Menschentum kämpfte und litt, dessen herzerschütternde Not machtvoll mahnend an dem stumpfen Gewissen rührte.

Wie ein gehetztes Wild mit verstörtem Gesicht und hämmernden Pulsen stand Ellen jetzt ganz vorn an der rechten Rampenecke, während der Bräutigam zögernd das Zimmer verließ und die schmeichelnden Rhythmen eines Walzers aus dem anstoßenden Tanzsaal lockend herüberklangen.

Der gefahrvollste Moment des Abends war gekommen, der Moment des stummen Spiels, daß sich bei den ernsten Klängen der Polterabendmusik in dem aufs tiefste gedemütigten Mädchen der Gedanke der Selbstvernichtung siegreich hindurchringt und sie sich wie ein Opfertier mit ihrem Brautkleide zum Todesgange schmückt.

Mit unsicher schwankenden Schritten trat Ellen vor den großen Trumeauxspiegel des Vordergrundes und öffnete die Haken der Schneidertaille ihrer dunklen Tuchrobe.

Sie war in diesem Moment Kurt so nahe, daß sie ihn mit der ausgestreckten Hand hätte erreichen können; ihr Atem flog, ihr ganzer Körper bebte, eine unbestimmte Angst preßte ihr auf einmal wieder die Brust zusammen.

Mit starren Augen verfolgte Kurt eine jede ihrer Bewegungen, als nun die Taille fiel und die wundervolle Büste des schönen Mädchens aus der Spitzenwolke der seidenen Corsage hervorleuchtete.

Und plötzlich schien ihm das Theater, die ganze tausendköpfige Versammlung des Publikums wie mit einem Zauberschlage verschwunden, versunken.

Ihm wars, als stünde er mit Ellen ganz allein irgendwo in einem fernen, unbekannten Hause und das Drama, dem er sein innerstes Denken und Fühlen geliehen, löste sich, wuchs heraus aus dem erborgten Leben der Kulissenwelt und spielte in den Herzen der beiden unseligen Menschen weiter.

Jetzt legte Ellen das duftige Gewebe des Brautschleiers um ihr reiches Haar und wandte sich langsam dem Hintergrunde der Szene zu.

Dann auf der Türschwelle stockte noch einmal ihr Schritt.

Wie ein schimmerndes Bild hob sich ihre weiße Gestalt in rührender Schönheit aus der Umrahmung der dunklen Tür heraus, in der ihre Augen, irrenden Vögeln gleich, das Halbrund des Zuschauerraumes durchliefen, um endlich angstvoll verstört in einem letzten Abschiedsblick auf dem blassen Gesichte des Mannes in der Kulisse auszuruhen.

Eine Welt von Leid lag in diesem Blick, von hoffnungsloser, trostloser Verzweiflung, als sei an einem strahlenden Sommertage die Sonne gesunken, um niemals wiederzukehren.

Da fiel die Tür hinter dem Mädchen zu.

Ein leichtes Zittern lief über das Leinwandgestell. Dann wieder reglose Stille; nur das leise Singen der Zigeunergeigen hing wie ein einziger, sehnsüchtiger Ton in der nervenerregenden Schwüle des einsamen Zimmers.

Kurt stand wie gelähmt, seine Schläfen glühten; wie ein dunkler Vorhang senkte es sich vor seinen Augen herab, daß der ganze Bühnenraum vor ihm in einem grauen, düsteren Nebel verschwand.

Und dann auf einmal hob sich aus den fließenden Nebellinien ein furchtbares Bild, das Bild, in dem sein Werk mit einer vernichtenden Anklage gegen die pharisäische Selbstgerechtigkeit und Heuchelei der modernen Gesellschaft ausklang:

Auf einer Bahre auf Tannenzweigen der Leichnam des Mädchens, die vor den Wirrsalen dieses Lebens bei den Wassernixen den Frieden ihrer Seele gesucht und gefunden hat.

Triefend naß schließt sich das seidene Hochzeitsgewand um die schlanken, jungen Glieder; das Wasser tropft aus dem gelösten Haar und dem feuchten Gespinst des Brautschleiers, der in zerrissenen Fetzen über die bleiche Stirn und die gebrochenen Augen herniederhängt. — —

In zitternder Spannung starrte Kurt auf die Flügeltür des Hintergrundes, durch die in jedem Moment die düstere Bahre in das festliche Getriebe des Polterabends hineingetragen werden mußte.

Und abermals dünkte es ihm, als habe sich sein Werk körperlich von ihm losgelöst und stände ihm als selbständiges, entsetzliches Wesen gegenüber, das gebieterisch seine Seele verlangte.

„Verlaß mich nicht, mein Leben hängt an dir!“

Wie mit Donnerlauten klang die verzweifelte Todesdrohung Ellens plötzlich wieder bis auf den Grund seiner Seele, daß er schaudernd die Augen schloß.

Er fühlte, daß er am Ende seiner Denk- und Nervenkraft angelangt war, und nur die eine Erkenntnis seines aufgepeitschten Gewissens behauptete sich in dem stürmischen Wirbel seines überreizten Empfindens, daß er den Anblick dieser letzten Katastrophe, dies warnende Menetekel seiner eigenen Zukunft nicht mehr zu ertragen vermochte, wenn er nicht seinen Verstand verlieren wollte.

Noch einmal sah er flüchtig auf die dunklen Menschenmassen des Parkettes hinab, die ihn, der gestern noch ein Unbekannter gewesen, sich heute zu ihrem Gott erkoren.

Dann schlich er sich wie ein Dieb zu den Garderoberäumen und stürmte in der nächsten Minute auf einer Seitentreppe zum Theater hinaus.

* * *

Zum zwölften Male bereits war der Vorhang über der erschütternden Schlußszene des letzten Aktes gesunken. Parkett und Logen hatten sich längst geleert, aber an den Seiten, in den Türen und auf den Gängen standen noch immer lebhaft debattierende, beifallslärmende Gruppen.

Die Mitteilung des Oberregisseurs, daß der Autor infolge der Anstrengungen der Premiere plötzlich erkrankt und darum leider außerstande sei, die Ovationen des Publikums persönlich entgegenzunehmen, hatte die Zwischenfälle dieses ereignisreichen Abends noch um eine weitere unerwartete Sensation vermehrt.

Die Logenschließer wurden mit Fragen nach dem Befinden des Gefeierten überschüttet, ein paar begeisterte Verehrerinnen baten aufgeregt um seine Adresse, um ihn noch in der Nacht ihrer Anteilnahme versichern zu können.

Erst als der eiserne Vorhang langsam sich senkte, wichen auch die ausdauerndsten Enthusiasten.

Die Garderobefrauen räumten ihre Regale auf und rüsteten sich zum Heimwege.

Draußen vor dem Theater fuhren zuweilen noch vereinzelte Wagen vor.

Dann wurde es auch hier öde und still.

Die glänzende Lichterfront des mächtigen Baues sank plötzlich in nachtschwarzes Dunkel.

Die Türen wurden geschlossen, der bunte Spuk war verflogen. — —

Lotte hatte das Theater als eine der letzten verlassen.

In ratloser Unentschlossenheit stand sie ein paar Augenblicke an der Böschung des Trottoirs und überschritt dann mechanisch die Straßenbahngleise des halbdunklen Nollendorfplatzes.

Das Wetter war in den letzten Abendstunden unvermutet umgeschlagen; als Lotte sich jetzt der Maaßenstraße zuwandte, glitzerten die Sterne über ihr und der Nachtwind strich kühlend über ihre erhitzten Wangen.

Ein vornehm gekleideter Herr, der sie schon vor dem Theater beobachtet hatte, ging an ihr vorbei, sah ihr von der Seite unverschämt ins Gesicht und schwankte anscheinend, ob er sie ansprechen sollte.

Erst als Lotte an der Ecke des Lützowplatzes Miene machte, einen Schutzmann heranzurufen, blieb er allmählich wieder hinter ihr zurück und bog am Lützowufer endlich ganz aus der Richtung ihres Weges ab.

In fluchtartiger Hast eilte Lotte über die Herkulesbrücke.

Sie wußte nicht, wohin sie ging, was sie überhaupt tat und wollte; sie hatte nur die eine Empfindung, daß sie immerfort laufen mußte, bis sie irgendwo bewußtlos zusammenbrach.

Wie im Traume irrte sie an den stillen Gartenvillen der Friedrich-Wilhelm-Straße entlang.

Kein Mensch begegnete ihr, nur eine einfache Droschke klapperte bedächtig vorbei.

Und dann auf einmal lag das massige Dunkel des Tiergartens vor ihr, wie ein einziges Gebilde drohender Schatten, von den feurigen Laternenzügen der Stüler- und Tiergartenstraße in einem endlos schimmernden Silberbande gesäumt. — —

Langsam kam Lotte über den Fahrdamm und ging am Rande des morastigen Reitweges mehrmals unsicher auf und ab.

Ein paar Asphaltarbeiter, die am Eingang der Hofjägerallee bei ihrem brodelnden Kohlenbecken hantierten, sahen ihr kopfschüttelnd nach, als sie endlich mit plötzlichem Entschluß auf die schemenhafte Öffnung eines schmalen Lauenganges zuschritt und im nächsten Moment in der nächtlichen Einsamkeit des düsteren Waldes verschwunden war.

Der Wind rauschte über ihr in den entblätterten Kronen der hohen, schwarzen Stämme; es war so dunkel, daß sie schon nach den ersten Minuten jede Orientierung verloren hatte.

Zuweilen rannte sie in der Finsternis gegen einen Baum, scharfkantige Äste schlugen ihr stechend ins Gesicht.

Doch sie achtete all dessen nicht.

Ohne Weg und Steg hetzte sie vorwärts, die Zähne fest aufeinander gebissen, wie um den grenzenlosen Schmerz ihres Innern nicht in die totenhafte Stille der Nacht hinauszuschreien.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pips.

Von Fritz Müller-Partenkirchen.

Am Ende von soundsoviel Jahren hatte ich mir ein Stückchen Land erschrieben. War die Frage, was machen wir damit?

Ich ging zu einem Sachverständigen und fragte ihn:

„Was kann man alles mit einem Stückchen Land machen?“

Er dachte ein wenig nach und sagte:

„Oh, sehr vieles.“

„Was zum Beispiel?“

„Zum Beispiel verpachten, beackern, bebauen.“

„Meine Frau sagt was von Hühnern, bitte?“

„Hühner? Ja, Hühner kann man auch darauf haben.“

„Wieviele?“

„Soviel Sie wollen.“

Ich unterbreitete dieses Gutachten meiner Frau. Sie war sehr befriedigt. Dann schlugen wir in Büchern nach. Da stand es:

„Ein gutes Huhn legt an zweihundert Eier im Jahr —“

„Großartig“, sagte meine Frau, „rechne mal aus, bitte, zweihundert mal dreihundert, wieviel macht das?“

„Zweihundert mal dreihundert macht sechzigtausend“, sagte ich erstaunt.

„Sechzigtausend! Wundervoll, stell dir dies mal vor: sech — zig — tau — send!“

„Sechzigtausend, was?“

„Eier, Eier, sechzigtausend Eier, was denn sonst!“

„Um Gotteswillen, du willst doch keine dreihundert Hühner.“ —

„Natürlich will ich. Du hast doch eben selbst gesagt, man könne soviel Hühner halten, wie man will. Gut, ich will dreihundert.“

„Aber —“

„Und weißt du, was die Eier gegenwärtig kosten? Zwölf

Pfennige das Stück, mein Lieber — was macht das also, bitte, sechzigtausend mal zwölf Pfennige?"

„Macht siebenhundertzwanzigtausend Pfennig oder siebentausendzweihundert Mark — aber —"

„Siebentausendzweihundert Mark, nun sag' mal selber, ist das nicht ein schöner Reingewinn — du?"

„Reingewinn? Und was die Hühner fressen? Meinst du vielleicht, die Hühner leben von der — "

„Bitte, das weiß ich noch von der Zeit, wo ich bei Onkel Theodor in den Ferien war: Die Hühner suchen sich ihre Nahrung selber durch Scharren auf dem Boden und durch —"

„Und die Beaufsichtigung der Hühner?"

„Das mach' ich selbst, verstehst du."

Wenn meine Frau „verstehst du" sagt, dann ist die Geschichte im allgemeinen erledigt. Im besonderen aber erlaubte ich mir dennoch einzuwenden:

„Und die Anschaffungskosten, liebe Fine?"

„Die Anschaffungskosten? Die — sind deine Sache. Meine Sache sind die Hühner, verstehst du. —"

Ich mache absichtlich kein Fragezeichen hinter das „verstehst du", denn wenn meine Frau „verstehst du" sagt, so ist das keine Frage, sondern ein Beschluß.

„Wenn aber deine Hühner einen Pips bekommen?" Hier ist das Fragezeichen richtig.

„Pips — Pips, was soll denn das nun wieder sein!"

„Hier steht es, bitte: Eine der häufigsten Krankheiten, welche die Hühner befällt, ist der sogenannte Pips — —"

„Sogenannte — sogenannte. Du siehst also, es ist gar keine richtige Krankheit, sondern nur eine sogenannte."

„— ist der sogenannte Pips, der in einem Bläschen auf der Zungenhaut besteht, wobei die Hühner nicht mehr fressen können und oft massenhaft dahinster—"

„Laß gut sein — meine Hühner kriegen keinen Pips."

„Aber wie willst du es verhindern, daß —".

„Kriegen keinen Pips, verstehst du."

„Wenn sie aber nun doch einen Pips —"

„Laß mich mit deinem Pips in Ruh, ich weiß nicht, was du immer hast mit deinem Pips."

„Ich habe keinen Pips, deine Hühner haben einen —"

„Meine Hühner hätten einen Pips? Bitte zeig' doch mal meine Hühner mit dem Pips, ja!"

„Aber Fine —"

„Keine Ausflüchte, bitte — zeig' — mir — mei — ne — Hüh — ner mit dem Pips!!"

„Nun, sei doch so gut, Fine —"

„Also nimmst du den Pips zurück?"

„Aber ich kann doch nicht etwas zurücknehmen, was — Also gut, ich nehm' den Pips zurück —"

„Den Pips von meinen dreihundert Hühnern!"

„Jawohl — jawohl, ich nehme sämtliche dreihundert Pipse von deinen —"

„Fritz, du machst dich lustig über mich?!"

„Über dich? Fällt mir gar nicht ein — nur über den Pips von deinen dreihundert —"

„Das ist dasselbe, red' dich nicht hinaus!"

„Erlaub mal, der Pips und du, das ist doch nicht das glei—"

„Schon gut, schon gut — ich will dir etwas sagen — wenn man auf ein solch geringes Verständnis stößt, vergeht einem alle Lust, siebentausendzweihundert Mark Reingewinn im Jahre für die Familie herbeizuschaffen —"

„Aber Fine —"

„Gib dir keine Mühe, ich bin fest entschlossen, überhaupt keine Hühner für das Grundstück anzuschaffen — das hat man nun davon, wenn man sich plagt — mit dreihundert Hühnern plagt — jahraus, jahrein mit dreihundert Hühnern plagt —"

„Aber Fine —"

„— und wer ist schuld daran— ich frage dich, wer schuld daran ist — niemand anders als du mit deiner — deiner ewigen — deiner ewigen —"

„— Pipserei", ergänzte ich melancholisch.

Das Verbot.

Skizze von Paulrichard Hensel.

Der Geheimrat goß freundlich lächelnd dem Besuch aus der hohen, geschliffenen Bierkanne ein.

„Sie machen sich wirklich unnötige Sorge, Herr Nachbar; die paar Blumen blühen ja schließlich nur, damit sie gepflückt werden."

„Aber Herr Geheimrat", antwortete der andere, ein kleiner, erregter Herr, „es gehört sich nun einmal nicht. Und die Angelegenheit ist mir peinlich, weil ich nicht möchte, daß dadurch unsere angenehmen Beziehungen zu einander leiden. Ich habe es meiner Tochter schon so oft verboten, durch die Zaunlücke in Ihren Garten zu gehen. Sie hat nichts darin zu suchen."

„Hat sie es Ihnen denn selbst erzählt, daß sie die Blumen gepflückt hat."

„Aber nein, das regte mich ja gerade auf. Ich sitze in meinem Arbeitszimmer; plötzlich kommt die Erika herein und bringt mir ein paar Blumen. „Schau mal", sagt sie, „was ich für dich gepflückt habe!" Ich wußte, daß auf meinem Grundstück so etwas nicht wuchs und fragte, immer noch ruhig: „Wo hast du denn die Blumen gefunden?" — „Na, hinten am Bienenstock", sagte sie. „Da habe ich sie gestraft, nicht allein dafür daß sie fremdes Eigentum nahm, sondern daß sie nicht die Wahrheit sagte."

Der alte Rat sog bedächtig an seinem Glase.

„Wahrscheinlich hat das arme Mädel einen anderen Dank dafür erwartet, daß es Ihnen eine Freude machen wollte."

„Aber Herr Geheimrat —." Der andere richtete sich verwundert in die Höhe, doch eine sanfte Handbewegung hielt ihn nieder.

„Man kann natürlich verschieden darüber urteilen", sagte der Rat. „Ich persönlich halte die Absicht, mit der man etwas tut, wichtiger als die Tat selbst. Denken Sie einmal an unsere Schulzeit, an die mit Recht so bezeichneten Flegeljahre, an die heimlichen Zusammenkünfte, die abendlichen Bummel mit der Mappe unterm Arm, um Mutters Gewissen zu beruhigen — taten wir das Meiste nicht, weil wir vor einem neuen, uns unbekannten Reich standen, dessen Türen man mit strengen Ermahnungen vor uns verschloß? Hätten wir Gefallen an manchen banalen Vergnügen, an manchen Torheiten gefunden, wenn sie alltäglich und erlaubt gewesen wären? Nur das reizte uns, was verboten war. Damit prahlte der eine vorm anderen, noch andere Möglichkeiten gefunden zu haben, in das verbotene, aber gelobte Land zu kommen. Mein Vater muß in seiner Sekundanerzeit ein ganz Schlimmer gewesen sein. Und hernach wurde er ein sehr vernünftiger Kerl, ein Kamerad, der seinen Kindern das Lehrgeld ersparte, was er selbst zahlen mußte.

Da war auch so eine Gartengeschichte. Ein hoher Zaun trennte unsern Garten von dem des Nachbars. Die undurchsichtige Hecke, die Stille drüben auf der anderen Seite, das weit zurückliegende Haus mit den verschlossenen Fensterläden hatte schon lange meine Neugierde geweckt. Einmal fand mich mein Vater, wie ich wieder die Nase durch die Gitterstäbe klemmte, um das in meinem Kopf schon wuchernde Geheimnis des stillen Gartens zu erspähen.

„Klingle doch einmal drüben", sagte er da, „und bitte den Pförtner, daß er dich einläßt."

Ich ging und fand, daß der Garten wie unserer war, eigentlich noch ungepflegter, und daß es gar nichts Besonderes darin zu betrachten war. Seitdem stand ich nicht mehr an dem Gitter. —

Mein Vater trank mittags und abends nach dem Essen Bier. Und da leider in der Schule nicht früh genug damit angefangen werden kann, von heimlichen Kneipen zu sprechen — es geschieht ja in Wirklichkeit nur die Hälfte alles Erzählten — gingen meine Wünsche lange Zeit in Richtung einer gewissen Kellertür, die aber unsere wahrscheinlich wohlinstruierte Wirtschafterin wie ein Cerberus bewachte. Alle Mühe war umsonst, es den Schulkameraden in heimlichen Studien gleichzutun. Da kam der Semesterschluß und meine Versetzung. Und am Abend kam mein Vater zu mir ins Zimmer, legte ein paar Zigarren auf den Tisch, stellte zwei Flaschen Bier und zwei Gläser daneben und sagte: „Wenn du Zeit hast, mein junger Herr, wollen wir mal eine Stunde miteinander plaudern . . ."

Später, in der Studienzeit, die zuweilen zum übermäßigen Genuß verlockte, habe ich oft an diese eine unvergeßliche Stunde zurückgedacht, aus der ich, im rechtschaffenen und aus freiem Willen geborenen Genuß, mehr Lebensfreude empfing als aus allen papiernen Ermahnungen und Lehren.

Verzeihen Sie, daß ich Sie aufhalte, lieber Herr Nachbar. Aber so ist meine Ansicht: Unwahrheiten entstehen nur aus Verboten. Denn Wünsche sind nun einmal da, daß sie uns quälen, und wem die Erfüllung versagt ist, der sucht sie sich auf Umwegen. Das Erlaubte aber läßt oft die Wünsche einschlafen oder macht ihre seltene Erfüllung zu einem Fest, dessen man sich ehrlich freuen darf. So wie ich mich freue, wenn ich in meiner jetzigen Einsamkeit eine stille Stunde bei einem Glase Bier verbringe, um an das erste Glas, an die ganze liebe Jugendzeit zurückdenken zu können. Einem Volke die Möglichkeit nehmen, mit einem Becher Wein, einem Glase Bier sich aus den vielen Unzuträglichkeiten des täglichen Lebens in eine glücklichere Stunde zu retten, hieße, es auf den Weg der Unwahrhaftigkeit und Heimlichkeit treiben. Und davor bewahre uns Gott."

Und während sich der Gast schweigend und mit gesenktem Kopfe erhob, griff der Rat in die volle Vase am Fenster,

„Hier", sagte er, „bringen Sie diese Blumen Ihrer kleinen Erika und sagen Sie ihr, der ganze Garten stünde noch voll. Und wenn sie kommt, wird sie mit wenigen zufrieden sein!"

Der Klopfgeist und die Marseillaise.

Das Dörfchen Ronquerolles im Departement Oise, nördlich von Paris, wird seit einem Monat durch einen bösartigen Geist in Aufregung versetzt, und ganz Paris, ja ganz Frankreich interessiert sich eingehend für den außergewöhnlichen Fall. Eine brave Waschfrau, Henriette Douvry, die mit ihren Kindern ein kleines Haus bewohnt, muß sich von dem unverschämten Geist allerhand Belästigungen gefallen lassen. Früh morgens wird sie von Zeit zu Zeit durch Klopfen an den Wänden ihrer Wohnung geweckt und aufgefordert, das Haus zu verlassen. Aber die Wäscherin ist eine energische Frau, und hat sich fest in den Kopf gesetzt, dem Geist zum Trotz auszuharren. Sie beschimpfte ihn in ihrem Ärger und warf ihm sogar das Wort „Boche" an den Kopf, sofern man bei einem Geist vom Kopfe sprechen kann. Dann erstattete sie Anzeige und die Polizei erschien, um den Geist zu verhaften oder in Flaschen zu ziehen. Vergebliches Bemühen. Der Geist hält alle zum Narren, beantwortet alle an ihn gestellten Fragen. Ein Schlag bedeutet ja, zwei Schläge bedeutet nein. Wenn er gefragt wird, ob er das Haus verlassen wolle, antwortet es regelmäßig mit zwei Schlägen, und zwar so laut, daß man es im gegenüberliegenden Hause hören kann. Aber wenn er schon ein Quälgeist ist, so hat er doch eine gut vaterländische Gesinnung. Wenn das ganze Dorf und die von weither herbeigereisten Neugierigen mit angehaltenem Atem auf seine Äußerungen warten, so trommelt er gelegentlich die Marseillaise, weigert sich jedoch hartnäckig, auch die Internationale zu spielen.

Niemand ist es bis jetzt gelungen, das Geheimnis zu ergründen. Zwischen der Wand und der Außenmauer ist nicht genug Raum für ein menschliches Lebewesen, und vergeblich hat man rings um das Haus Ausgrabungen vorgenommen. Auch ein erfahrener Spiritist hat umsonst seine ganze Kunst aufgeboten. Eine ganze Kommission aus Paris traf ein und stellte Nachforschungen an. An einer Mauer klopften zwei von beiden Seiten und hielten sich gegenseitig für den Geist.

Schon über einen Monat dauern die Versuche. Ganz Frankreich ist in Erregung. Jetzt haben die Behörden nach einem letzten Versuch es aufgegeben, den Urheber des groben Unfugs zu ermitteln. Zuletzt wurde der Fußboden der sehr baufälligen Baracke von der Polizei gesprengt, um nach der letzten Möglichkeit eines bisher verborgen ge[illegible]benen Gewölbes zu suchen, in dem sich der Spaßvogel versteckt haben könnte. Diese Sprengung erbrachte jedoch nichts Neues. Doch siehe da, gegen 11 Uhr nachts trat eine außerordentlich überraschende Wendung ein. Derjenige, der ganz Frankreich einen vollen Monat hindurch in Aufregung gehalten hat, ist der 16jährige Sohn der Witwe Douvry. Der Bursche gab an, daß er durch Zufall seine Fähigkeit als Bauchredner entdeckt habe und von ihr zu seinem Vergnügen Gebrauch gemacht habe.

Der Rabe im Volksglauben.

Der Rabe, vom Volke mit Vorliebe Krähe oder Krah genannt, galt bei den Völkern des Altertums als weiser Vogel, der die Gabe der Weissagung besaß. Bei den alten Griechen war er dem Gotte Apollo geheiligt; und im alten Rom gehörte er, wie Geier, Adler, Specht und Huhn, zu den Weissagevögeln, aus deren Flug, Ruf und Fressen die Priester (Auguren) die Zukunft erkennen wollten.

Auch im Glauben der alten Germanen spielte er eine Rolle. Zwei Raben, Hugin (Gedanke) und Munin (Gedächtnis), saßen auf den Schultern Odins oder Wotans, des Allvaters und Herrschers über Himmel und Erde. Sie flogen jeden Tag über den Erdenrund, um die Zeit zu erforschen, und brachten dem Göttervater Nachricht von allem, was sie wahrgenommen hatten.

Die Wikinger, die alten nordischen Seehelden und Urbewohner Skandinaviens, führten auf ihren Seefahrten stets mehrere Raben mit sich, die sie von Zeit zu Zeit fliegen ließen, um zu erfahren, ob die Tiere Land fänden. Auf diese Weise soll Grönland entdeckt worden sein.

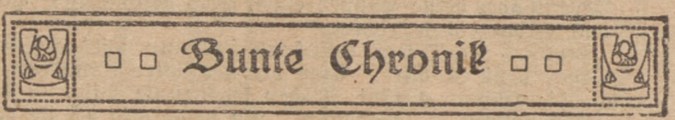
Ähnlich erscheint bei den Völkern des Altertums der Rabe vielfach als „weisender" Vogel. Bei uns galt der Rabe von jeher als Unglücksbote, wie das Wort „Unglücksrabe" zeigt. Vielerorten beobachtet man ihn auch als Wetterpropheten. Eine große Menge scheckiger Raben (Raken, Mandelkrähen) gelten als Vorboten eines strengen Winters. Anhaltendes Schreien der Raben bedeutet baldigen Regen, wie die Redensart „die Krähe ruft den Regen" besagt.

Setzen sich die Krähen auf die frische Mahd, so ist schlechtes Wetter im Anzuge. Ein Krähenfuß soll dem Jäger Glück bringen, und mancher abergläubische Weidmann soll beständig einen solchen bei sich tragen. Wird auf dem Lande ein Schwein geschlachtet, so tut man mancherorten ein Stück Fleisch, das sogenannte „Krahfleisch", beiseite und hängt es für die Raben an einen Baum.

In manchen Gegenden spukt der Aberglaube an die „Totenkrah" noch. Wenn ihr „Wehe" ertönt, so stirbt bald jemand aus der Nachbarschaft. Ruft sie dreimal, so betrifft es einen Mann, schreit sie zweimal, eine Frau. Man bekreuzigt sich bei dem Rufe und betet um Abwendung allen Unheils.

Bekannt ist auch die bedeutsame Rolle, die der Rabe in der Friedrich Barbarossa-Kyffhäusersage spielt und der Ausdruck „weißer Rabe", der etwas ganz besonders Seltenes bezeichnen will.

F. S.



* **Weihnachtskrippen.** Ungefähr im vierten Jahrhundert kam überall in den christlichen Ländern der Brauch auf, plastische Darstellungen des Jesuskindes mit dem Stall zu Bethlehem, mit Maria, Joseph und den anbetenden Hirten anzufertigen. Auch in Deutschland wurden viele derartige Weihnachtskrippen hergestellt, und im sächsischen Erzgebirge sind sie sogar jetzt noch recht häufig zu finden. Die schönsten Krippen wurden aber doch in Italien und dort wieder in Sizilien hergestellt. An diesen Krippen arbeiteten oft hervorragende Künstler, und die Krippen blieben auch nicht nur Darstellungen über das Jesuskind und seine Umgebung, sondern fast alle diese italienischen Weihnachtskrippen bildeten den Hintergrund für das Leben einer Stadt. Oftmals waren hunderte Personen und Gruppen dargestellt, die Krippen zeigten das Straßenleben eines Markttages, Ritter, Soldaten, Bürger, Bauern, alte Matronen und kleine Mädchen, Greise und Buben waren nachgebildet, es fehlte auch nicht an Osterien, an Miethäusern, in denen es lustig zuging, auf dem Marktplatz hielten Händler und Händlerinnen ihre Waren feil, zwischen dem lustigen Treiben erschienen auch Priester mit würdigen Gesichtern, unter der Kirche standen Bettler mit zerlumpten Kleidern. Bis zum Mittelalter waren diese Krippen meist in den Kirchen untergebracht, später wurden sie dort nicht mehr geduldet. Die schönste Weihnachtskrippensammlung, die es überhaupt gibt, befindet sich übrigens in München. A. M.

* **Die Lichter am Weihnachtsbaum.** Geht der Brauch, einen Weihnachtsbaum herzurichten, schon kaum auf die mittelalterliche Zeit zurück, so ist der Brauch, den Christbaum mit Lichtern auszuschmücken, noch weit jüngeren Datums. Wann der Weihnachtsbaum zum ersten Male Lichter erhielt und in welcher Gegend dies war, wird sich kaum mehr feststellen lassen. Gewiß ist aber, daß noch im 18. Jahrhundert der Christbaum vielfach ohne Lichter ausgeputzt worden ist. In einer Schrift aus dem Jahre 1737 heißt es zwar: „Sobald die Geschenke verteilt und ausgelegt und die Lichter auf den Bäumen und daneben entzündet waren", aber das Anstecken von Lichtern war durchaus noch nicht allgemein üblich. Goethe hat den mit Lichtern besteckten Baum allerdings schon gekannt. In vielen Gegenden Deutschlands war sogar der Christbaum mit Lichterschmuck noch weit bis in das 19. Jahrhundert hinein gänzlich unbekannt. Noch so manche Abbildungen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigen den Weihnachtsbaum ohne Lichter. A. M.

* **Ein Dauer-Duell.** Drei Monate schon duellieren sich in Paris zwei Herren, die sich einer Dame wegen entzweit und geohrfeigt hatten. Zuerst gingen sie mit Säbeln aufeinander los, wobei der eine am Oberarm, der andere an der Schulter verletzt wurde. Beide lehnten eine Aussöhnung ab und schossen sich, nachdem die Verletzungen geheilt waren, mit Pistolen. Da beide dreimal fehlten, endete auch dieser Gang unbefriedigend und sie beauftragten ihre Sekundanten, für das dritte Duell neue Waffen auszuknobeln. Anscheinend kann man sich nicht einigen, denn die Verhandlungen wurden schon dreimal ergebnislos abgebrochen.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.